



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2017

---

## **Sind wir so reich, weil die andern so arm sind?**

Straumann, Tobias

Abstract: Wir haben nur so viel, weil die anderen so wenig haben. Wären wir grosszügiger, ginge es allen besser. So denken die meisten. Sie irren sich.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-148288>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Straumann, Tobias. Sind wir so reich, weil die andern so arm sind? In: Neue Zürcher Zeitung, 23 March 2017, online.

Neue Zürcher Zeitung

## Sind wir so reich, weil die andern so arm sind?

Wir haben nur so viel, weil die anderen so wenig haben.  
Wären wir grosszügiger, ginge es allen besser. So denken die meisten. Sie irren sich.

Tobias Straumann 23.3.2017, 11:40 Uhr

An Belegen, dass die Welt höchst ungleich und unfair ist, fehlt es nicht. Wer in der Schweiz geboren ist, hat grösste Chancen auf ein langes und gesundes Leben. Die Grundbildung ist kostenlos, das Leben sicher und gegen alle Widrigkeiten versichert. Schon bevor wir den ersten Schritt machen, kommen wir in den Genuss eines riesigen Startvorteils gegenüber den meisten Bewohnern dieser Erde, ohne jede Anstrengung.



Wer hingegen in Bangladesh geboren ist, hat in der Regel ein Leben voller Unwägbarkeiten vor sich. 42 Prozent sind Analphabeten, 46 Prozent haben keinen Zugang zu sanitären Einrichtungen, und nur die Oberschicht hat die Chance, einen Lebensstandard zu erreichen, der mit dem unsrigen vergleichbar ist. Alle anderen können sich noch so sehr anstrengen, eine markante Verbesserung des Einkommens ist dennoch unmöglich.

Das Bild lässt sich verallgemeinern. Gemäss letzten Schätzungen der Weltbank lebten 2013 fast 800 Millionen Menschen unterhalb der Armutsgrenze (gemäss jüngsten Statistiken der Weltbank 1,90 US-Dollar pro Tag, kaufkraftbereinigt). Das sind 11 Prozent der Weltbevölkerung. Die Hälfte dieser extrem armen Menschen sind weniger als achtzehn Jahre alt, 30 Prozent sind weniger als zehn Jahre alt. Umgekehrt gehören alle Schweizerinnen und Schweizer mit ihrem Einkommensniveau zu den reichsten 10 Prozent der Erde.

Warum sind die einen Länder so reich und die anderen so arm? Es ist naheliegend, das eine mit dem anderen zu verknüpfen. Es kann nicht sein, sind viele überzeugt, dass unser Wohlstand nichts zu tun hat mit der Armut der anderen. Wir haben doch nur so viel, weil die anderen so wenig haben. Wären wir grosszügiger, ginge es allen besser. Dieses Gefühl ist tief in der Alltagserfahrung verankert. Kindern wird von früh auf beigebracht, dass Teilen eine gute Sache ist und allen dient.

**Warum sind die einen Länder so reich und die anderen so arm? Es ist naheliegend, das eine mit dem anderen zu verknüpfen.**

Die Alltagserfahrung trägt jedoch. Was wir im Kleinen beobachten, lässt sich nicht ohne weiteres auf die Weltwirtschaft übertragen. Es wird fälschlicherweise unterstellt, dass die Verteilung von Reichtum und Armut auf einem Nullsummenspiel beruhe. Reich werden könne man nur, indem man den anderen etwas wegnehme. Die Wirtschaftsgeschichte vermittelt jedoch ein ganz anderes Bild.

Bis um 1800 waren alle Menschen mit Ausnahme einer sehr kleinen Herrscherschicht arm, heute leben die meisten Menschen über dem Existenzminimum. Es fand also eine Verbesserung statt, die nicht auf Kosten der Armen gegangen ist. Aus historischer Sicht ist deshalb, so verstörend dies in der heutigen Zeit auch klingen mag, nicht die Beharrlichkeit der Armut etwas Besonderes, sondern der Ausbruch aus der jahrtausendealten Armutsfalle, der vor rund 200 Jahren begann. Nur wenn wir diese Geschichte verstehen, können wir nachvollziehen, warum so viele Länder immer noch arm sind.

Die Revolution, die zum historisch einmaligen Anstieg des Lebensstandards führte, begann in England im späten 18. Jahrhundert. Bis dahin war auch dieses Pionierland arm. Gemäss den Daten des britischen Ökonomen Angus Maddison lag das jährliche Durchschnittseinkommen zu Beginn des 18. Jahrhunderts bei 1200 Dollar, wenn man es auf die heutigen Verhältnisse umrechnet – das entspricht etwa dem heutigen Niveau von Bangladesh. Noch dramatischer als in der Gegenwart waren die Gesundheitsverhältnisse. Gemäss dem Demografen Tony Wrigley betrug die Lebenserwartung bei der Geburt 40 Jahre, im Schnitt starb jedes vierte Kind, bevor es zehn Jahre alt wurde.

**Bis um 1800 waren alle Menschen mit Ausnahme einer sehr kleinen Herrscherschicht arm, heute leben die meisten Menschen über dem Existenzminimum.**

Dass man dereinst aus dieser Armutsfalle ausbrechen würde, war angesichts der schwierigen Lebensumstände für die Zeitgenossen völlig undenkbar. Selbst hundert Jahre später, als sich die Verhältnisse langsam zu verändern begannen, glaubten die Menschen immer noch nicht an einen Ausweg aus der Misere. Die Erfahrung, nicht vom Fleck zu kommen, sass so tief, dass sie nicht infrage gestellt wurde. So schrieb der englische Pfarrer und Ökonom Thomas Malthus 1798 in seinem *Essay on the Principle of Population*, er mache sich grosse Sorgen um die Ernährung der Armen. Das Problem sei, dass die Bevölkerung die Tendenz habe, schneller als die Produktivität der Landwirtschaft zu wachsen: «Ich behaupte, dass die Vermehrungskraft der Bevölkerung unbegrenzt grösser ist als die Kraft der Erde, Nahrungsmittel für den Menschen hervorzubringen. Die Bevölkerung wächst, wenn keine Hemmnisse auftreten, in geometrischer Reihe an. Die Unterhaltsmittel nehmen nur in arithmetischer Reihe zu.»

Auch der liberale Ökonom David Ricardo, weltberühmt für seine Handelstheorie, war äusserst pessimistisch. Er sprach von einem «ehernen Gesetz», das verhindere, dass der Lohn je deutlich über dem Existenzminimum verharren könne. Seine Beobachtung: Sobald der Lohn steigt, nimmt das Bevölkerungswachstum zu, wodurch der Lohn wieder auf das Existenzminimum hinunter gedrückt wird. Damals galt in der Tat das Nullsummenspiel. In einer solchen Welt konnte man nur reich werden, wenn man die anderen besonders stark ausbeutete. Die wirtschaftshistorische Forschung spricht von der «malthusianischen Falle».

Wenig später begann sich jedoch die Wirtschaft fundamental zu verändern, zuerst unmerklich, dann mit grosser Wucht. Ab 1850 nahmen in England sowohl die Bevölkerungszahl wie der Lebensstandard zu. Das Gesetz von Malthus galt zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte nicht mehr. Am Ende des 19. Jahrhunderts betrug das jährliche Durchschnittseinkommen bereits etwa 4500 Dollar. Und der Zuwachs kam keineswegs nur den oberen Zehntausend zugute, sondern auch den Arbeiterschichten. Heute beträgt das jährliche Durchschnittseinkommen in England etwa 25 000 Dollar – 20-mal so viel wie vor 300 Jahren. In der Schweiz liegt es sogar noch höher.

*Lesen Sie weiter in der neuen Ausgabe, S.28*

## **Gewalt macht gleicher**

### **Nichts ebnet grosse Wohlstandsunterschiede stärker ein als Kriege, Seuchen und Revolutionen.**

Nicht nur die Ungleichheit zwischen, sondern auch innerhalb der Länder ist seit Jahren ein wichtiges Forschungsthema. Grosse Aufmerksamkeit erhielt es jedoch erst durch das Buch von Thomas Piketty (*Kapital im 21. Jahrhundert*), der anhand von Steuerdaten die grossen Trends der letzten 200 Jahre aufzeigen konnte. Die Brexit-Abstimmung und die Trump-Wahl haben dem Thema nun auch neue politische Brisanz verliehen. Die Fakten werden kaum bestritten. Seit den 1980er Jahren hat die Ungleichheit der Einkommen stark zugenommen, allen voran in den angelsächsischen Ländern.

Hauptverantwortlich dafür ist der rasante Anstieg beim obersten Prozent. Die neuen Vergütungsmodelle der Finanzbranche, aber auch die grossen Erfolge von Startups im IT-Sektor haben die Einkommen der Wirtschaftselite enorm erhöht. Gleichzeitig haben die untersten Einkommen stagniert oder sind je nach Land sogar zurückgegangen. Auch die unteren Mittelschichten haben in den letzten Jahrzehnten an realem Einkommen verloren. Die Schweiz ist eine Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Hier haben die untersten Einkommensklassen zulegen können, während die Mittelschichten erstaunlich stabil geblieben sind.

Auch die unmittelbaren Gründe für die jüngsten Entwicklungen sind einigermassen klar. Die Kompression der Einkommen von den 1930er bis zu den 1970er Jahren hatte mit der Häufung von Kriegen und Krisen in der ersten Jahrhunderthälfte zu tun. Vor allem der Zweite Weltkrieg führte zu einer starken Erhöhung der progressiven Einkommenssteuern. In den angelsächsischen Ländern lag der Spitzensteuersatz am Ende des Krieges bei über 90 Prozent, und er blieb zwei Jahrzehnte so hoch, weil die Staaten gezwungen waren, die hohen Staatsschulden abzubauen. Als die Schulden auf ein erträgliches Mass reduziert waren und der Widerstand gegen das Weiterbestehen der Kriegssteuern immer stärker wurde, begannen die Regierungen, sukzessive den Spitzensteuersatz zu senken. In den USA war es Lyndon B. Johnson, ein Demokrat und Befürworter eines ausgebauten Wohlfahrtsstaates, der die Trendwende in den 1960er Jahren einleitete. Ronald Reagan setzte weitere Senkungen durch. In Grossbritannien beendete Margaret Thatcher das Steuerregime des Zweiten Weltkriegs. Sie reduzierte den Spitzensteuersatz in drei Schritten von 98 auf 40 Prozent.

Die tiefer liegenden Gründe für die neue Ungleichheit sind jedoch weitgehend im Dunkeln geblieben. Die Senkung der progressiven Einkommenssteuern hat wohl mit den veränderten Präferenzen der Wähler und Parteien zu tun, aber damit ist nichts wirklich erklärt. *The Great Leveler*, das neue Buch von Walter Scheidel, einem angesehenen Althistoriker, der an der Universität Stanford lehrt, ist deshalb höchst willkommen. Es ist der erste Versuch, die grossen Trends von Einkommens- und Vermögensungleichheit zu erklären. Scheidel ist vor allem an der Frage interessiert, welche Faktoren zur Minderung der Ungleichheit geführt haben. Seine langfristig angelegte Untersuchung führt ihn zu einem unorthodoxen Ergebnis.

**Lesen Sie weiter in der neuen Ausgabe, S.45**

*Bei diesem Text handelt es sich um den Anfang des Artikels «Sind wir so reich, weil die anderen so arm sind?», der am 23. März 2017 in der neuen Ausgabe des Magazins «NZZ Geschichte» erscheint.*

**Hier die weiteren Themen der 9. Ausgabe «NZZ Geschichte»:**

- Der Nationalismus ist wieder im Aufschwung. Kommen damit auch die 1930er Jahre zurück? Ein exklusiver Essay von Ian Kershaw.
- National und sozialistisch: Die braunen und roten Wurzeln von Marine Le Pens Front national.
- Das 18. Jahrhundert war ein historischer Moment für den Feminismus. Ein Gespräch mit der Philosophin Elisabeth Badinter über Kaiserin Maria Theresia.

*Angesprochen von dieser Leseprobe? Jetzt [hier](#) die Ausgabe bestellen und weiterlesen. «NZZ Geschichte» gibt es auch im [Abonnement](#).*

**Newsletter NZZ am Abend**

Erfahren Sie, was heute wichtig war, noch wichtig ist oder wird! Der kompakte Überblick am Abend, dazu Lese-Empfehlungen aus der Redaktion. [Hier können Sie sich mit einem Klick kostenlos anmelden.](#)

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.